

MICHAEL N. NAGLER, *Spontaneity and Tradition. A Study in the Oral Art of Homer*, Berkeley /Los Angeles/ London: University of California Press 1974, XXV + 236 S.

Michael N. Nagler hat die Aufmerksamkeit der Fachwelt schon mit seinen früheren Arbeiten auf sich gezogen, darunter besonders mit zwei Aufsätzen aus dem Jahre 1967: „Towards a Generative View of the Oral Formula“, TAPA 98 (S. 269—311) und „Oral Poetry and the Question of Originality in Literature“ (N.s Beitrag zum V Kongress der ICLA), Belgrad 1967, veröffentlicht in Berichten des Kongresses „Actes usw.“, Belgrad u. Amsterdam 1969, S. 451—459. In diesen Aufsätzen hat er seine „generative“ Theorie der epischen Formel dargelegt. Das letzterschienene Buch „Spontaneity and Tradition“ ist eine vollständige und in sich abgeschlossene Darstellung dieser Konzeption, sowie ein Versuch ihrer Anwendung auf die anderen stilistischen Merkmale und Kompositionselemente der homerischen Epen.

Die kurze Zusammenfassung seiner Hauptideen findet sich bereits auf der inneren Umschlagseite des Buches: nach den grossen Leistungen von Milman Parry und der oral-poetry-Schule der Homerologie dränge sich das Bedürfnis nach einer Poetik der mündlich überlieferten Literatur auf, deren Mangel sich in unserer Zeit besonders bemerkbar macht. Zur Ausfüllung dieser Lücke bedürfe es eines neuen Zugangs zum Problem, da sich Konzepte wie Kriterien der schriftlich fixierten Literatur hierfür grösstenteils als unangemessen erwiesen haben.

Ausgehend von den allgemeinen Theorien der Sprache und der Schöpferkraft der modernen transformationellen Grammatik, sowie von der altindischen Sprachphilosophie, unternimmt der Autor den Versuch, die statistisch erfassbaren Phänomene der homerischen Sprache in ein neues Licht zu rücken — der vielen Probleme der traditionellen Methode vermeidend, — um darauf eine kritische Bewertungstheorie der mündlichen Poesie auf Grund der neuen Befunde zu entwickeln. Endlich sollte das Buch eine Gesamtinterpretation der „Ilias“ in ihren tiefsten Bedeutungsschichten bieten.

Im kurzen Vorwort schreibt N., dass es an der Zeit ist, die Errungenschaften auf verschiedenen Gebieten der Geisteswissenschaften bei den Bemühungen um ein besseres Verständnis der homerischen Epen, des Beowulfs usw. zu verwerten.

Eine kritische, in dem obengenannten TAPA Aufsätze gebrachte Auseinandersetzung mit den vielen bisher vorgeschlagenen Definitionen der epischen Formel hat N. zur Schlussfolgerung gebracht, dass es bis jetzt noch niemandem gelungen ist, auf eine zufriedenstellende und überzeugende Weise zu zeigen, worin ihr Wesen besteht: ob in der metrischen, der semantischen oder in der grammatischen, bzw. irgend einer anderen Gleichartigkeit der betreffenden Ausdrücke. Eben wegen dieser seiner Vieldeutigkeit ist der Termin „epische Formel“ nach N.s Meinung unbrauchbar geworden, so dass man ihn besser vermeiden, bzw. mit einem anderen, präziseren ersetzen sollte. N. schlägt jetzt vor, den Termin „traditioneller Ausdruck“ (Spontaneity and Tradition S. 191) als Bezeichnung für diese „generative“ Formel (der Glieder seiner „formulaischen Systeme“) zu gebrauchen und verfährt selbst so in seinem Buch.

Doch der Unterschied zwischen den Termini „Formel“ und „traditioneller Ausdruck“ ist nicht nur terminologischer Natur, da N.s Termin sich auf einen viel weiteren Raum erstreckt als irgend eine der vagesten bereits bestehenden Definitionen: er umfasst die gesamte homerische Diktion. Auf diese Weise entfällt nämlich die Unterscheidung zwischen dem traditionellen und dem untraditionellen Gehalt der homerischen Sprache, die bisher als ernstes Problem der oral-poetry-Theorie angesehen war. Homers Diktion wird bei N. als einheitliche und integrale Ganzheit getrachtet, die aus Ausdrücken gefügt ist, welche sämtlich auf dieselbe Art aus der sprachlichen „Tiefenstruktur“ (deep structure) „generiert“ sind, worin nur preverbale Ideen existieren. Diese bezeichnet N. als Gestalten, doch eigentlich könnten sie für eine Art von assoziativen Knoten gehalten werden. Der Termin Gestalt stammt bekanntlich aus der Gestaltpsychologie, und in die Homer-Studien wurde er zuerst von Th. G. Rosenmeyer eingeführt. N. behauptet, die Gestalten seien keine abstrakten Erfindungen, sondern reale gedankliche Entitäten. Während seiner Lehrzeit eignet sich der Sänger diese an, fügt sich auf diese Weise in die Tradition ein, wird so imstande, extemporierend mündlich Verse zu machen.

Den Parallelbegriff zu „Gestalt“ findet N. in den Archetypen von C. G. Jung und besonders in dem Begriff der sphota der altindischen Sprachphilosophen und Grammatiker (Bhartṛhari und andere; S. 13ff.). Bei den letzteren ist die sphota ein zeitloses, unaussprechbares Wesen (mit gewissen metaphysischen Implikationen), das der Grundbasis der sprachlichen Tätigkeit als Erzeuger der Bedeutungen zugrundeliegt. Bhartṛhari unterschied drei Ebenen der sprachlichen Kommunikation: das Flächenniveau der konkreten Aussage, des Tiefenniveau der sphota und zwischen den beiden ein drittes, worauf ein System der phonologischen und syntaktischen Normen existiert und operiert, nach welchen aus der sphota sprachliche Ausdrücke (grammatikalische Aussagen) erzeugt werden.

Die Distinktion zwischen der Oberflächen- und der Tiefenstruktur übernimmt N. in jener Form, wie sie die generativ-transformationelle Grammatik N. Chomskys definiert. Die Gestalten sind Elemente der Tiefenstruktur, und auf der Oberflächenstruktur erscheinen nur ihre Verbalisationen, die N. als Allomorphen bezeichnet. Sie können die Form eines einzelnen Wortes, eines Syntagma, eines Satzes oder einer ganzen Episode haben. Auf diese Weise wird auch auf der vertikalen Achse Vollständigkeit und Integration in der Beschreibung erreicht, d. h. zwischen den einfachsten und jenen komplizierteren und umfangreicheren Teilen der Diktion: der traditionellen Ausdrücke, Motive, „Erzählmodelle“ (narrative patterns: damit sind Parrys und Lords typische Szenen gemeint) bis hin zu der Struktur der Intrige (plot structure) und der Gesamtinterpretation des Epos. Der schöpferische Vorgang ist immer derselbe, wie auch die Technik des „Generierens“ im wesentlichen die gleiche bleibt. N. zitiert D. M. Gunn: „Perhaps the only fundamental distinction. . . that can be made between a theme and a formula is that the theme may contain many formulas but not vice versa“ (Gunn, *Singer and Tradition*, maschinenschriftliche M. A. Diplomarbeit, Melbourne 1966, S. 9). Hier fügt N. hinzu, dass dies nach seiner terminologischen Konzeption hiesse, dass eine Folge von Motiven viele Formeln enthalten kann, ein einzelnes Motiv dagegen nur einige (S. 85). Die Gesamtheit der Allomorphen einer Gestalt macht ihre offene Häufung aus, die N. mit Wittgensteins Termin Familie bezeichnet: das ist die Gesamtheit aller Glieder, die miteinander durch eine Anzahl von gemeinsamen Eigenschaften verbunden werden, wobei es weder ein einzelnes Glied gibt, das alle relevanten Eigenschaften besitzen würde, noch eine Eigenschaft, die allen Gliedern gemeinsam wäre. Die verschiedenen Verbalisationen derselben Gestalt sind durch verschiedene Parameter verbunden: durch Lautähnlichkeit, metrische Äquivalenz, syntaktische oder morphologische Übereinstimmung, gleichen lexikalischen Inhalt usw. Die Verbindungen zwischen den einzelnen Allomorphen sind assoziativer Art.

Hinsichtlich der Bedeutung beruft sich N. auf Parry, der bei den Formeln die denotative, konotative und die sogenannte poetische Bedeutung unterschied, die ungefähr der kontextualen Bedeutung gleichkommen würde. Die poetische Bedeutung ist nach N. s Meinung entscheidend für das Verständnis des Prozesses des Generierens von Verbalisationen einer Gestalt, wobei es wichtig bleibt, dass der relevante Kontext auch ein ganzes Epos oder sogar die gesamte mündliche Tradition sein kann.

Zum Unterschied vom Mythos, den Claude Lévi-Strauss in „The Structural Study of Myth“ für den übertragbarsten Teil der Sprache hält (beim Uebersetzen verliert der Mythos nichts von seiner Substanz, die Formel „traduttore-traditore“ dagegen ihre Gültigkeit), N. meint, dass die Gestalten auf dem entgegengesetzten Pol als das unübertragbarste Element der Sprache gelten, da jedes Uebersetzen der Verbalisation einer Gestalt oder einer ihrer Allomorphen den Zusammenhang der Beziehungen innerhalb der Familie beeinträchtigt und verändert, deren Kern eben diese Gestalt ist.

N.s Ansicht nach kann die generative Theorie eine bessere Lösung jener Vielzahl von Problemen bieten, die sich in der oral-poetry-Theorie von Parry und Lord ergeben, so z. B. das Problem des Verhältnisses von Tradition und Originalität, das Problem der literarischen Kritik der mündlichen Poesie usw. Ihr grösster Vorteil liegt aber darin, dass mit ihrer Hilfe auf der synchronischen Ebene das Funktionieren der mündlichen Technik eines Sängers beschrieben werden kann, die Art und Weise nämlich, wie der Sänger die Tradition zum Lied verformt.

N. widersetzt sich der Behauptung (K. Wittes und anderer), wonach die Sprache der homerischen (d.i. der mündlichen) Tradition für den Dichter dichtete. Das käme der Frage gleich, ob es früher das Ei oder die Henne gab. Nur der Sänger kann schöpferisch werden, und die Frage der Originalität (des Sängers und seines Gesangs) wird analog der Frage nach der Originalität in der sprachlichen Tätigkeit nach der Theorie von Chomsky gelöst werden: alles ist traditionell auf der Ebene der Gestalt, und alles originell auf der Ebene des Gedichts: sind ja auch die Gestalten schliesslich die Synthese und die Verkörperung der Tradition.

Die adäquate Methode des Studiums der Gestalten ist nach N. der Strukturalismus in jener Form, in der ihn die französischen und amerikanischen Anthropologen gepflegt und entwickelt haben. Anhand dieser Methode könnte ein generatives Modell der mündlichen Poesie ausgearbeitet werden (damit ist in erster Reihe die Heldendichtung gemeint). N.s Buch ist der erste Versuch in dieser Richtung.

Zu Beginn seiner „Einleitung“ schliesst sich N. der Hypothese von Lord an, die sich den Uebergang der homerischen Epen von der mündlichen in die schriftliche Tradition als Resultat des Diktierens eines oder mehrerer Sänger einem schreibkundigen Sammler vorstellt (S. TAPA 84). Das scheint ihm die einfachste Erklärung zu sein, für die er Belege in seiner praktischen Erfahrung mit neugriechischen Sängern auf Kreta findet, indem er festgestellt hat, dass eine solche Art der Aufzeichnung die qualitativ besten Gedichte verspricht, da sie die Sänger auf besondere Weise stimuliert.

Das mündliche Dichten wird in der „Einleitung“ als spontan-traditionelle Kunst definiert. Ferner wird in der „Einleitung“ der Versuch unternommen, den Begriff in seinen beiden Bestimmungen zu erläutern.

N. meint, dass Lords Unterscheidung der beiden Gebiete (oder Arten) der Literatur, der mündlichen und der schriftlichen, die voneinander *toto caelo* abgesondert werden, unhaltbar ist, da es darin viele Ueberschneidungen gibt. Am Beispiel der griechischen, und vielleicht auch mancher anderer Literatur, könnte man eher von drei „Arten“ sprechen: a) von der mündlich-auditiven (grosse erzählende Epen), b) der schriftlich-auditiven (Chorlyrik und Drama), und c) der schriftlich-gelesenen (Prosagattungen nach Herodot und die gesamte hellenistische Literatur). N. jedoch glaubt, dass man auf der begrifflichen Ebene der Tradition zwischen der mündlichen und der schriftlichen Literatur eine wesentliche Unterscheidung durchführen kann: so ist z.B. für Cervantes die Tradition ein Konglomerat vorhandener Konventionen, eine vollkommene Entität, zu der er sich ironisch stellen, sie parodieren kann oder sich davon distanzieren wiewohl er, um verstanden zu werden, nur im Rahmen dieser Konventionen dichten kann. Für Homer, den mündlich schöpfenden Sänger, ist die Tradition dagegen „a still living stream which operated at a deeper level of consciousness“ (S. XXIII), sie ist das Erbe von Gewohnheiten, Tendenzen und Techniken, nicht aber der vorhandenen Konventionen. Nachdem der Sänger sich einmal die Art des Singens seiner Tradition angeeignet hat, wird sie für ihn genauso selbstverständlich, wie es für einen „native speaker“ natürlich ist, in seiner Muttersprache zu sprechen. Genausowenig, wie es einem „native speaker“ einfallen wird, spontan in einer anderen Sprache zu sprechen, fällt es einem mündlich-dichtendem Sänger ein, seine Tradition aufzugeben.

Die Spontaneität ist bekanntlich schon an manchem Missverständnis schuld gewesen. Von einer Kreation *ex nihilo*, wie sie sich einige Kritiker der parryschen Theorie vorgestellt, und wie das die Sänger selbst manchmal behauptet haben, kann selbstverständlich keine Rede sein.

Das Verständnis dieser Spontaneität des mündlich schöpfenden Sängers ist bedingt durch das Verstehen der Art, wie sich seine Denkprozesse entwickeln, glaubt N. Um diese zu begreifen, müssen wir eine genaue Kenntnis seiner psychischen Welt besitzen und sogar in sein Unterbewusstsein vorstossen. An dieser Stelle zitiert N. M. Parry, der Vorliebe für Paradoxe hatte und auch recht romantische Vorstellungen vom mündlichen Milieu und seiner Mentalität besass— Homers Sprache vollkommen zu erforschen, das bedeute, die ganze Komplexität seines Geistes zu ergründen („to study Homer's language fully would be to study the full complexity of his mind“, *The Making of Homeric Verse*, S. 307).

Der Einleitung folgen sechs Abschnitte des Buches. Die ersten zwei beschäftigen sich mit der Entstehungstheorie der traditionellen Ausdrücke bzw. mit ihrer Bedeutung. Im dritten Abschnitt ist die Rede von den Motiven, der vierte behandelt motivische Abfolgen. Das fünfte Kapitel („Das Thema der 'ewigen Rückkehr' in der Struktur der Handlung der Ilias“) enthält eine strukturelle Analyse des Epos, und das sechste („Autar Akhilleus“) eine solche Analyse des letzten Gesanges der Ilias.

In den Abschnitten über den traditionellen Ausdruck — eigentlich eine gründlich überarbeitete und erweiterte Fassung des TAPA Aufsatzes, — bestreitet N. das Vorhandensein eines Unterschiedes zwischen dem Formellhaften und dem Unformellhaften in der homerischen Diktion: „... from a generative viewpoint all phrases can be seen as equally 'formulaic'“ (S. 81) und ebenfalls „all narrative episodes are equally 'type scenes' if one means by this term that they are realizations of a poetically significant motif“ (Ebenda). Dabei beruft er sich auf Lord: „All the elements in traditional poetry have depth“ („Homer as Oral Poet“, HSCP 72, 1968, S. 46).

Da aus den Elementen der Tiefenstruktur Segmente verschiedener Ebenen der Oberflächenstruktur (traditionelle Ausdrücke, Motive, „narrative patterns“, Handlungsschema des ganzen Epos) auf prinzipiell die gleiche Weise hergestellt (oder abgeleitet) werden, können und müssen alle diese Ebenen mit derselben Methode erforscht werden. Diese wäre nach N. die strukturelle Methode von Vladimir Propp, obwohl sie eigentlich mehr auf die Epigonen von Propp und auf Lévi-Strauss als auf Propp selbst schliessen lässt. N.s strukturelle Analyse entdeckt ohne Zweifel eine tiefe innere Verbundenheit zwischen vielen Motiven und Szenen. Zwar ist ein gewisser Schematismus bei einem solchen Verfahren wahrscheinlich eine unvermeidbare Begleiterscheinung, so zum Beispiel dort, wo die ganze Handlung der Ilias als dreifache Wiederholung des von Lord stammenden Schemas gedeutet wird: „withdrawal-disaster-return“ (Verzicht-Verwüstung-Wiederkehr) — siehe die graphische Darstellung mit Erläuterungen zu Wendepunkten der Handlung auf S. 139. Manchmal jedoch lässt sich N. durch seine strukturelle Analyse zu Uebertreibungen verleiten: z.B. wenn er behauptet, Patrokles stehe im 16. Gesange für eine (erwartete) weibliche Person (wie im Mythos von Meleager), weil es sich dort um ein strukturelles Schema handele, in welchem nur das Weib den verärgerten Helden durch Bitten zur Rückkehr zum Kampfe bewegen kann. Diese merkwürdige Interpretation stütze sich nach N.s Meinung auf die Worte, mit welchen Achilleus über seinen Freund spottet: er weine „wie ein kleines Mädchen“ (S, 135).

Ebenso verfehlt scheint die Deutung des Theoklimenos als Ersatzmannes für den „geretteten Vater“ (in diesem Falle des Odysseus) in dem „weit verbreiteten Handlungsmotiv“ zu sein, wo der Held seinen als verschollen geglaubten Vater rettet und heimbringt (S. 101—102). Ferner wäre zu sagen, dass N. allzu grosses Gewicht auf die Leukothea-Episode legt.

Deutlich spürbar ist in ganzem Buch der Einfluss von A. B. Lord. N. nennt ihn ebenfalls einen seiner Lehrer (oder wenigstens besuchte N. Lords Vorlesungen an der University von California; S. 131, Anm. 2). Auf Seite 71 nimmt N. Lords Hypothese auf, dass die Identifikation mit dem mündlich-epischen Gesellschaftskreis und seiner Mentalität die Grundvoraussetzung der erfolgreichen Literaturkritik der mündlichen Poesie sei: die Kenntnis des kulturellen Hintergrundes sei unbedingt notwendig für deren richtige Deutung. Nur auf eine solche Weise wird der Kritiker imstande sein, die Gefahr der „privaten Assoziationen“ zu vermeiden. Genau das war nach N.s Ansicht der grösste Mangel der bisherigen Homer-Studien: in seiner Besprechung des Buches von A. Dihle „Homer-Probleme“ in CW 65, 4, S. 131, wirft er dem Autor vor, „the whole of the poet's artistic purpose“ nicht in Betracht gezogen zu haben.

Wenn man Homer liest, führt N. an derselben Stelle fort (S. XXIV), muss man danach trachten, in sein „multilayered semiotic system“ vorzudringen. Auf S. 19 wird der Ausdruck von Parry mit Zustimmung zitiert, wonach „that moment which criticism must seek to recreate /is/ the instant when the thought of the poet expressed itself in song“, und auf der nächsten Seite meint N., dass eine Analyse der homerischen Sprache im breitesten Sinne des Wortes nicht nur Weg zu einer Gesamtinterpretation des Gedichtes ebnet müsste, sondern auch versuchen, das auszudrücken, was schon H. Fränkel verlangt hat: „Die simple Frage: Was meint

der Verfasser?“ Alle diese Spekulationen sind das Ergebnis eines naiven und unrealisierbaren Wunsches: eine objektive literarische Kritik zu schaffen, welche instande wäre, eine Sinn- und Bedeutungsextraktion des Gedichtes anhand einer strukturalen Formanalyse zu gewinnen (und in der ersten Reihe einer Analyse der epischen Formel des Gedichtes). Der Glaube, dass die literarische Kritik von irgendeiner literaturwissenschaftlichen, ästhetischen, linguistischen oder strukturalistischen Theorie abgeleitet werden kann, muss als Irrtum verworfen werden. Noch unrealisierbarer ist das aus der Epoche des literarischen Positivismus stammende Bestreben der Kritiker, in die Psyche des homerischen Publikums vorzudringen. Die literarische Kritik kann und muss sich nur auf „privaten Assoziationen“ gründen.

Lords Einfluß wird in den Schlußkapiteln zunehmend stärker, was nicht immer zum Vorteil des Buches gereicht. In den beiden letzten Abschnitten ist die Verflechtung des Epos mit dem Mythos mit allzuviel Nachdruck hervorgehoben worden. Achilleus wird als typischer Kulturheld gedeutet (S. 141). Auf seiner Suche nach nächstlichen mythologischen Parallelen zu den einzelnen Episoden der Ilias geht N. zu weit, wie z.B. wenn der Kampf des Achilleus mit dem Flussgott Skamander als Analogie zur biblischen Erzählung von der Sintflut gedeutet wird, aber auch dort, wo N. behauptet, dass erst das babylonische Epos Atra-chašis eine zutreffende Erklärung für die Funktion dieser Episode in der Ilias gibt (S. 149—150). Die schon bei Lord bemerkten Uebertreibungen in der Mythologisierung erscheinen auch in der Deutung der homerischen Aristeiai als atavistischer Relikte, die typologisch, genetisch und strukturell verwandt sein sollten mit den uralten mediterranischen Mythen von den Kämpfen eines gottähnlichen Helden mit verschiedenen Ungeheuern (S. 202).

Erwähnenswert ist immerhin eine Stelle, wo sich N. explizite von Lord distanziert: auf S. 202 widersetzt er sich nämlich der Methode der quantitativen Analyse als Kriterium, die mündliche Natur eines Gedichtes (das sogenannte Formelzählen) zu belegen. Das wäre, schreibt er, jenes was Chomsky als „listening to the noise of the system“ bezeichnet. N. glaubt, dass das Studium der „traditional patterns“ der einzige Weg zum richtigen Verständnis der mündlichen Poesie ist.

Es folgt noch der Beschluss (S. 199—209) mit zwei kürzeren Anhängen: über die assoziativen Schemata (patterns) in verschiedenen mündlichen Literaturen (S. 210—213) und über die Ankündigungsausdrücke in der Ilias (S. 214—216). Im Anhang gibt der Verfasser noch eine Bibliographie zum Thema (S. 217—222), einen Index der zitierten Stellen bei Homer und anderen antiken Autoren, sowie einen nicht ganz verlässlichen Index der Begriffe.

Auf der inneren Umschlagseite des Buches wird J. B. Hainsworths Meinung zitiert, dass „the basic idea of the book, the generative concept of the formula is the most original, and perhaps the most brilliant, in Homeric scholarship, since Parry's Epithète Traditionelle of 1928“. Es besteht kein Zweifel, dass N.s „generative“ Theorie des homerischen Stiles die oral-poetry-Theorie von Parry und Lord auf eine völlig neue Grundlage stellt. Seine Analyse des dichten Gewebes feiner assoziativer Verbindungen zwischen den verschiedenen, von ihm mit lateinischen Worten (z. B. „non solus/sola“, „consolatio“; oder in Reihen, z.B. „procedo — non sola — ancillae — sequor — locus — velamentum“ auf Seiten 68—71) bezeichneten Motiven, vertieft unseres Verständnis der Epen beträchtlich. Als literarkritische Interpretation der Ilias ist N.s Buch in manchen seinen Teilen als vorzüglich zu bezeichnen (siehe z.B. die geistreiche und überzeugende Erklärung der rätselhaften Duale in der „Presbeia“ auf S. 95 mit Anm. 35). Das Buch enthält jedoch auch solche Stellen, die kaum überzeugend wirken, besonders in den zwei letzten syntetischen Abschnitten, die unserer Ansicht nach unter dem Niveau der ersten zwei Drittel des Buches stehen.

Von dem literaturwissenschaftlichen Standpunkt her betrachtet, ist es jedoch nicht leicht zu sagen, inwieweit das Buch unsere Kenntnisse der mündlichen Technik und der Poesie bereichert. N.s generative Formel bedeutet eigentlich eine faktische Verbannung des Begriffes der epischen Formel aus der oral-poetry-Theorie, obwohl dieser dort seinen festen Platz und eine nützliche Funktion hat und behalten sollte. Trotz N.s Distinktionen am Ende des Buches ist es kaum einzusehen, worin schliesslich der Unterschied zwischen der schriftlichen und der mündlichen Literatur bestehen sollte, bzw. inwieweit ein mündlich vorgetragenes Gedicht anders als ein schriftliches „generiert“ wird.

N. ist in geisteswissenschaftlichen Fächern wohl beschlagen, kennt sich dort gut aus und zitiert eine Menge Literatur aus den betreffenden Gebieten. Auch ist er ohne Zweifel ein geistreicher und sensibler Literaturwissenschaftler und — kritiker. Seine theoretische Konstruktion von der generativen Formel ist aber eigentlich ein Resultat wissenschaftlicher Kombinatorik; denn sie kommt zustande aus den Elementen der strukturalen Folkloristik von V. Propp, der strukturalen Anthropologie von Cl. Lévi-Strauss, der generativ-transformationellen Sprachtheorie Chomskys und der Sprachphilosophie der alten indischen Grammatiker mit einigen eingestreuten Passagen und Terminen aus Wittgensteins Philosophie, aus C. G. Jungs Lehre von den Archetypen und aus der Gestaltpsychologie. In diesem Konglomerat bleibt nicht viel übrig, was wirklich neu ist.

Die Ausstattung des Buches verdient jeden Lob, so auch der Druck — abgesehen von einigen kleineren Druckfehlern in griechischen Zitaten und bei der Anführung nicht-englischer Autoren.

Z. Dukat, Zagreb.

MATE KRIŽMAN, *Antička svjedočanstva o Istri*, Pula — Rijeka 1979.

U prvom kolu novopokrenute biblioteke „Istra kroz stoljeća“, kao njegova prva knjiga, pojavilo se ovo veoma zanimljivo djelo koje želim predstaviti stručnoj javnosti ovog časopisa.

Nekoliko je izdavača udruženo oko realizacije velikog projekta „Istra kroz stoljeća“: Čakavski sabor — Pula, Otokar Keršovani — Rijeka, Istarska naklada — Pula, i Edit — Rijeka. To je projekt koji — poput onog „Splitskog književnog kruga“ započetog tiskanjem prvog kola 1977. u izdanju Čakavskog sabora iz Splita — želi u nizu izdanja što sveobuhvatnije a pristupačnije prikazati civilizacijske i kulturne, u prvom redu literarne fenomene, koji su tijekom stoljeća na jednom geografski konzistentnom području stvarali određeni prepoznatljivi profil. U obrazloženju projekta „Istra kroz stoljeća“ koje čitamo u Katalogu projekta stoji želja „da se modernom i pristupačnom znanstvenom obradom, a i na privlačan način, sistematizira, predstavi i objasni cjelokupnost istarskog fenomena, i to uzimajući podjednako u obzir njegovu povijesnu empiriju, stvaralačku dimenziju i suvremena određenja“. Važno je istaknuti i sljedeći principijelni stav sadržan u Obrazloženju: „U partijama projekta koje se odnose na sistematizaciju književne i misaone baštine, potpuno će se ravnopravno tretirati tekstovi pisani na latinskom, hrvatskom i talijanskom jeziku, a u principu latinski i talijanski tekstovi reproducirat će se u originalnoj verziji i u prijevodu“. Vrlo je važno istaknuti i dinamički shvaćen pojam Istre u kontekstu ovakvog projekta upravo kao „istarski povijesni krug“ pri čemu je za uvrštavanje u taj krug odlučujući stupanj „zajedničkih kulturno-povijesnih političkih prožimanja“, što je mutatis mutandis analogno koncepciji već spomenutog Splitskog književnog kruga. To ističem zbog toga što mislim da je sasvim dobro da se na takav način proučavaju u svojoj ukupnosti svi relevantni kulturni fenomeni koji su se dešavali ili se još uvijek dešavaju u određenom prostoru uvjetovanom dinamičkim djelovanjem jednog jačeg centra. Kada bismo mogli realizirati ne samo navedena dva projekta nego niz tako ili slično koncipiranih projekata diljem naše zemlje, onda bi tako dobiveni kulturni krugovi sasvim sigurno mnogo životnije i cjelovitije govorili, između ostalog, i o našoj literaturi i o njezinu udjelu u nacionalnim i internacionalnim okvirima.

Vjerujem da ove napomene na početku osvrta na knjigu Mate Križmana nisu bespredmetne, ne samo zbog toga što se njegova knjiga, eto, našla na počasnim, početnom, mjestu projekta nego upravo zbog toga što je građa koju je Križman izabrao, preveo i priredio više nego adekvatna da se na njoj iskušaju stavovi o projektu u cjelini.

Pretpostavljam da su vjerojatno neki praktični razlozi ponukali izdavača da promjeni koncepciju knjige „Antička svjedočanstva“, koja je bila obrazložena u Katalogu „Istra kroz stoljeća“. Naime, bilo je predviđeno da se u knjizi, osim izbora grčkih i latinskih tekstova starih pisaca koji spominju Istru, pojavi i izbor najzna-